

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

82] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuler.

7.

Einige Tage darauf sagte Elias zu seiner Frau: „Die arme Frau Goldmann ist sehr zu beklagen. Ihr Mann hat alles den Juden geopfert und zu diesem Zwecke sogar bei den Christen geborgt. Nun sitzt sie ohne Pfennig da und steht außerdem allein, ohne Eltern, ohne Freunde. Ihr wollt ja ein Spital für Aussätige gründen, könnte man ihr da nicht die Leitung desselben übertragen? Damit täte man ein gutes Werk, bei dem auch Ihr nicht schlecht fahren würdet.“

„Wir haben noch lange nicht das erforderliche Kapital beisammen,“ antwortete Cäcilie mürrisch.

„Ich werde das Fehlende zuschießen. Aber bitte, interessiere Dich dann auch dafür und sprich mit Pastor Born darüber.“

„Ich will gern mit ihm sprechen, zweifle aber sehr an seiner Zustimmung. Er liebt weder dunkle Existenzen noch Seelen und Du weißt, daß Frau Goldmann eine Vergangenheit hat.“

„Eine Vergangenheit! Wir alle haben eine Vergangenheit; aber was könnte diese, selbst in dem Sinne, den Du dem Worte beilegst, den Aussätigen schaden? Sie ist sanftmütig, energisch und klug und ich meine wirklich, daß sie nach solchen Schicksalsschlägen mehr Mitleid verdient, als man ihr in Jerusalem entgegenbringt.“

„Was willst Du? Sie ist uns nicht sympathisch; solange der Missionar lebte, mußte man sie dulden, aber jetzt . . .“

„O Cäcilie! Für so grausam hielt ich Dich nicht. Es gab eine Zeit, da warst Du ganz anders. Oft sah ich Deine Augen feucht werden, wenn das Elend an Dir vorüberging. Steckt vielleicht darin Deine ganze christliche Nächstenliebe?“

Dabei wies Elias auf die Haufen von Bibeln und die Körbe mit Strickwaren, die rund herum aufgestapelt waren.

„Ich bin weder grausam noch lieblos, wie Du Dich auszubilden beliebst. Ich bin nur gerecht.“

„Das kommt in diesem Falle auf dasselbe heraus.“

„Ja, ich kenne Deine feichten Theorien, die Du für grundgelehrt und tief hältst; unter dem Deckmantel der Nachsicht und Seelengröße entschuldigt man bei anderen alles, und zwar aus dem einfachen Grunde, um mit desto größerer Berechtigung auch bei sich selbst alles entschuldigen zu dürfen. Aber wir, die wir uns nichts vorzuwerfen haben und unsere Pflicht tun, wir verschmähen diese Nachsicht.“

„Unsere Pflicht, meine arme Cäcilie! Wissen wir denn auch, was Pflicht ist? Ich denke oft, daß ein aus Liebe begangener Fehler alle erfüllten Pflichten der Welt aufwiegt. Ja, ich weiß, Du verstehst mich nicht — und das ist nicht Deine Schuld, das ist die Schuld Deiner Umgebung und Deiner Erziehung. Aber um auf Frau Goldmann zurückzukommen, was habt Ihr denn an ihr auszuheben? Sie war eine fromme und anopferungsvolle Gattin. Sie füllte das Leben eines Mannes mit Liebe und Glüd . . .“

„Mehrerer sogar! Ohne Zweifel!“ sagte Cäcilie höhnisch. Und gereizt fügte sie hinzu:

„Uebrigens kann ich mir Deine Besorgnis für sie nicht recht erklären. Man hat mich bereits darauf aufmerksam gemacht. Nach dem unzeitigen Tode des Missionars werden die Katholiken hierin nur gar zu gern einen neuen Anlaß zu unserer Herabsetzung und Anschwärzung finden. Du weißt besser als ich, in welchem Rufe Du bei ihnen stehst. Bis dahin betrafen die Gerüchte nur fernliegende Dinge, Deine Taten in Noab auf heidnischem Boden. Das war mir gleichgültig; aber heute würden ihre Verleumdungen auf Jerusalem selbst, auf unsere christliche Umgebung fallen. Ich warne Dich also, denn ich frage mich in der Tat, mit welchem Recht Du Dich mit den Angelegenheiten dieser Frau beschäftigt.“

„Mit welchem Recht? Seit wann bedarf es denn eines Rechts zu einer mitleidigen Regung? Und mit welchem Recht tust Du denn Gutes oder bildest Dir es wenigstens ein, es zu tun? Aber so seid Ihr: ein wirkliches, rührendes, unverdientes Unglück streckt Euch flehend seine Arme entgegen, und

ihr stoßt es mit Füßen zurück . . . und dabei ist es noch eine der Eurigen, die Frau eines Eurer Priester. Mit Entsetzen frage ich mich, wie unmenschlich Ihr erst gegen jemanden verfahren würdet, der Eurem Glauben und Eurer Freundschaft nicht angehört.“

Mit verschränkten Armen und zornigen Augen schritt Elias im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor einem Haufen von Büchern stehen, wählte eines davon und öffnete es:

„Muß ich Euch denn erst Eure Evangelien lehren? Höre, was der heilige Paulus sagt:

„Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.“

Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge verjagte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht. Sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.“

Mit schlecht verhehltem Unmut riß Cäcilie ihm das Buch aus der Hand.

„Laß, ich kenne das alles besser als Du, habe auch keine Zeit Dich anzuhören, ich habe anderes zu tun.“

Traurig sah Elias sie an. Ihre schönen Augen blieten finster, und eine tiefe Eigensinnsfalte durchte ihre reine Stirn. Durch die apostolischen Liebesworte des heiligen Paulus gerührt und seine Aufwallung bereuend, streckte er ihr die Hand entgegen.

„Cäcilie, ich bin vielleicht etwas heftig gewesen . . .“

„Ich habe keine Zeit!“

Sie wandte ihm den Rücken und fing an, in ihrem Arbeitskorbe zu kramen.

Elias ging hinaus; er fühlte sich ihr entfremdeter denn je. Bald aber verbreitete sich von Tür zu Tür eine sensationelle Nachricht, die mit dem Pastor Born auch in das sarazenische Haus gelangte.

Frau Goldmann war gar nicht Frau Goldmann und war es auch nie gewesen. Sie war ganz einfach die Frau irgend eines Griechen in Port Said, der eines schönen Tages verschwunden war, ohne seine Adresse zu hinterlassen. Daher war es Herrn Goldmann unmöglich gewesen, sie zu heiraten, und sie hatte mit dem Missionar im Konkubinat gelebt.

Im Konkubinat mit einem Priester der christlichen Religion! Und die Entrüstung war groß in dieser Stadt, wo einst Jehova selbst die jungen Mädchen bei der Hand nahm, um sie an das Bett der greisen Könige zu führen, und Jesus denen, die aus allzuviel Liebe gefehlt hatten, ihre Sünden verzieh. Die Katholiken waren ganz verduht, die bestürzten Protestanten aber sprachen von dem Finger Gottes, der die Schuldigen getroffen hätte.

Jetzt hätte man Kitty alle ihre Zingeltangel-Lieder, ihren Spiegelschrank, das gemeinsame Ehebett, ja, vielleicht sogar ihre früheren leichtfertigen Sitten verzeihen, aber man trug ihr einen unversöhnlichen Groll nach, weil sie sich den Titel „Frau Missionarin“ angemacht und dadurch anständige Leute gezwungen hatte, ihr mit Achtung und Rücksicht zu begegnen.

Triumphierend sagte Cäcilie zu ihrem Gatten:

„Nun siehst Du wohl, daß ich recht hatte. Meine Abneigung kam daher, daß ich etwas Unklares in ihrem Leben witterte. Sogar von ihrer Stimme fühlte ich mich abgestoßen: wenn sie sang, kam es mir vor, als schwebte etwas Unreines über unserer Versammlung. Und Du hättest am liebsten gesehen, daß ich ihr die Leitung eines unserer Institute anvertraut hätte!“

Elias schwieg, dachte jedoch:

„Was wissen alle diese Diakonissen und verheirateten Jungfern vom Leben? Würden sie wohl ebenso unberührt und ebenso gut aus so vielem Elend hervorgegangen sein?“

Kitty mußte das Pfarrhaus verlassen, ohne auch nur ein Andenken an Herrn Goldmann mitnehmen zu dürfen, und

man verbot ihr sogar den Besuch der Kirche. Ein aus dem Opferstock empfangenes Almosen sollte ihr zur Ueberfahrt nach Port Said eingehändigt werden, — natürlich dritter Klasse.

Pastor Zorn machte Herrn Zamain darauf aufmerksam, daß er sich in aller Augen kompromittieren würde, wenn er sich noch ferner mit ihr beschäftigte.

Elias nahm davon keine Notiz, diese Härte verdichtete aber noch den Schattenkreis um sein Herz, und in banger Vorahnung sagte er sich:

„Der Tag wird kommen, da auch ich kein Mitleid in Zion finden werde.“

Von nun ab sagte er zu Kitty eine mehr brüderliche Neigung.

Unter dem Vorwande, Herrn Goldmann noch eine gewisse Summe zu schulden, richtete er ihr außerhalb der Mauern und weit weg von der europäischen Bannmeile, an der Damaskusstraße eine Wohnung ein. Sie lag in einem kleinen arabischen Hause, dessen weiße Kuppel zwischen den grauen nachdenklichen Wipfeln der Oliven lachend hervorschaute. Dort besuchte er sie oft, denn eine melancholische Kameradschaftlichkeit, die jedes Begehren ausschloß, hatte sich zwischen ihnen entwickelt. Sie sprach zu ihm von ihrem geliebten Tote, er bekaunte ihr seine begrabenen Hoffnungen. Er unterhielt sich auch mit ihr über seine Studien und vertraute ihr seine Idee an, unter dem Titel „die Auferstehung des Heidentums“ alle von ihm gesammelten, die vormessianischen Religionen betreffenden Dokumente zu vereinigen und, so zu sagen, eine heidnische Bibel zu schreiben.

Sie interessierte sich dafür und erschraf nie vor diesen vielfachen Gottheiten und deren phantastischen Kultus, in dessen tiefinnigen und geheimnisvoll menschlichen Reiz Elias sie mit poetischen und beredten Worten einweichte.

Da sie eine schöne und deutliche Handschrift hatte, brachte der Gelehrte ihr auch häufig Manuskripte zum Kopieren, so daß er sie auf diese Weise beständig an seiner Geistesarbeit teilnehmen ließ. Und oft sagte er sich, von ihrem verständnisinnigen, etwas männlichen Wesen überrascht:

„Es ist seltsam, wie sehr sie sich von Cäcilie unterscheidet. Kommt es daher, weil sie gelitten hat, oder weil sie eine Gefallene ist? Sollte vielleicht die Frau erst durch all das Leid, das ihr unsere Liebe zufügt, zu unserer Schwester werden?“ — Wenn er dann aber in der Dämmerung zur Stadt zurückkehrte und durch die engen, dunkeln Straßen schritt, so dachte er an sie mit einem innigeren Gefühl als Freundschaft; und stand er in einsamer Nacht auf seiner Terrasse, so malte er sich manchmal den Traum von einem neuen Leben voller Nachsicht, Sanftmütigkeit und Ruhe aus.

8.

Eines Nachmittags schritt Elias auf der Damaskusstraße dem Häuschen Kittys zu.

Er mußte über einen kleinen mohamedanischen Friedhof, wo bunte, vom Winde aufgeblähte Haits wie Fesselballons um die Gräber schwankten, und die roten Kopfbedeckungen der Kinder den gleichmäßig grauen Untergrund des Todes wie mit Anemonen und Adonis schmückten. Ueber den Gräbern spannten Negerinnen Zelte auf; Verkäufer von Kafauettbohnen und Mandelfuchen klapperten vergnügt mit ihren kupfernen Kesseln; Effendis in hellen Hemden spazierten langsam umher und ließen die Perlen ihrer Bernsteinrosenkränze lässig durch die Finger gleiten. Auf Teppichen hockend, begrüßten sich vornehme Damen von Grab zu Grab. Sie aßen, rauchten, schwätzten, schöpften frische Luft, bespritzten sich mit Rosenwasser und beugten sich von Zeit zu Zeit vertraulich murmelnd zu dem steinernen Turban herab. Dann lauften sie, als ob sie auf eine Antwort von dem Toten hofften. Und Elias dachte in all diesem Friedhofsjubel:

„Es ist doch seltsam, daß dieses Volk erst bei der Verührung mit dem Tode auslebt; sollte der Tod wohl süßer wie das Leben sein?“

Er fand Kitty bleicher als gewöhnlich, unter einem Delbaum des Gartens sitzend. Beschriebenes Papier türmte sich auf dem Tische vor ihr auf.

„Wiel Sie haben schon alles abgeschrieben? Sie ermüden sich zu sehr, liebe Kitty. Ich finde, Sie sind heute recht blaß.“

„Es lag mir viel daran, Ihnen diese Arbeit abliefern zu können. Ich reise morgen ab,“ sagte sie, und ihre Lippen zuckten.

Ein heftiger Schmerz schnitt ihm durchs Herz, und er ließ sich schwer neben sie auf die Bank fallen.

„Sie reisen ab? Wohin?“

Ein Ahselzucken war die Antwort. Es sollte wohl andeuten, daß das Ziel ihrer Reise noch unbestimmt sei.

„Warum tun Sie mir diesen Schmerz an?“

„Es muß sein, mein Freund. Ihr Herz ist zu gut und Ihr Sinn zu hoch, um auf alles zu achten, was um Sie herum vorgeht. Aber ich weiß es, ich kenne es zur Genüge. Uebrigens hat Herr Zorn selbst mich mit seinem Besuch beehrt, um mich darauf aufmerksam zu machen. Ich muß abreisen.“

„Aber warum? Was gibt es?“

„O! mein Freund, Sie ahnen es wohl. Ich habe schon selbst gedacht, und merke jetzt, wie unrecht ich tat, ihrem Ausweisungsbefehl zum Troß zu bleiben. Und doch, es war so gut, so süß, nach jenen furchtbaren Schrecknissen in dieser durch Ihre Freundschaft bereiteten Freistätte und unter diesen friedlichen Delbäumen ein wenig auszuruhen. Und dann war noch der arme Teure dort unten auf dem verlassenen, aufgeweichten Friedhof da; ich wollte ihn nicht verlassen, ehe ich nicht die Bäume wieder grünen sah und auf sein von der Sonne beschienenes Grab ein paar Blumen gepflanzt hätte. Ich sagte mir: Hier in dieser mohamedanischen Vorstadt werde ich sie nicht mehr belästigen; sie werden mich vergessen, ich bin ja auch zu unbedeutend, als daß man sich lange mit mir beschäftigen sollte. Aber damit habe ich mir doch wohl zu sehr geschmeichelt. Es scheint, daß unser „fast täglicher“ Verkehr ihr Schamgefühl verletzt. Wäre ich eine Diakonissin — das soll kein Ausfall gegen Cäcilie sein — und Sie ein Pastor, so könnten wir in aller Heiligkeit miteinander verkehren. Doch ach, ich bin nur eine leichtfertige Sängerin und Sie, mein lieber Herr, ein mangelhafter befehrter Göddienner. Beziehungen zwischen Leuten wie wir sind notwendigerweise unrein und von „Sinnlichkeit“ besleckt, wie sich Herr Zorn ausdrückte.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Vesuv.

Lange Jahrhunderte hindurch hatte der Berg in der dem Beginn unserer Zeitrechnung vorangehenden Zeit geschlafen. Das Bewußtsein der Gefahr war aus den Köpfen der Lebenden geschwunden, und uralte Ueberlieferungen, die von längst vergangenen Schrecknissen zu erzählen wußten, wurden als Märchen verlastet. In dem tiefen Sichelstale des Urio del Cavallo, dem Neste des ungeheueren vorgeschichtlichen Kraters, der durch den Ausbruch des Jahres 79 nach Christi zerstört wurde, sammelte Spartacus seine Slavensharen, mit denen er die Heere der Konsuln schlug. Von den Pfosten der Villa des Lucullus auf Kap Misenum, unter denen der Gardehauptmann Macro den dahinstreichenden Kaiser erstigte, konnte der harte und grausame Claudier Liberius noch in seinen letzten Lebenstagen den müden Blick über die lachende Küste Campaniens schweifen lassen. Ein Vierteljahrhundert später meldete sich, von keinem beachtet, das kommende Unheil durch ein Erdbeben an, das die bei einem Gladiatorenspiel versammelten Bewohner Pompejis nicht sonderlich schreckte, und wiederum 16 Jahre später (79 n. Chr.) war die vornehme, glänzende Villeggiatur der Römer am Ufer des Sarnus unter der Asche und den Lapilli verschwunden, die der wütende Berg 6 Meter hoch über ihr aufhäufte, während wasserreiche Aschenmassen, über die sich noch glühende Lavamassen ergossen. Herculanium und das Seebad Stabiae unter einer bis zu 30 Meter in den Luffschicht erstidten.

Im Richte der Wahrheit und in der Beleuchtung durch die dichterische Phantasie ist dieser berühmte Vulkanausbruch so vieltausendmal geschildert worden, daß diese Skizze darüber hinweggleiten kann, um sich jüngeren Katastrophen zuzuwenden. Unter den mehr als 40 Eruptionsperioden, von denen die Geschichte seitdem zu berichten weiß, sind aus spätantiker und mittelalterlicher Zeit die gewaltigsten diejenigen der Jahre 203, 472, 512, 686, 982, 1036 und 1139. Dann schweigt der Vulkan wiederum durch ein halbes Jahrtausend. Seine Abhänge bedecken sich aufs neue mit üppigen Gärten und Weinpflanzungen, bis im Jahre 1631 wieder ein heftiger Ausbruch erfolgt. Wie gewöhnlich hatte der Vesuv durch Vorboten, zwei Erdbeben, die am 5. und 15. Dezember stattfanden, das kommende angemeldet. Ein deutscher Schweizer, der dem Ausbruch als Augenzeuge beivohnte, beschreibt den Beginn, nachdem er die Erdbeben erwähnt, mit folgenden ungekünstelten Worten: „Nachdem dadurch viel Stätte, Märkt, Flecken und Dörffer eingerissen und zu Grund gefallen, sah man Feuer und Rauch aus gemeltem Berg aufgehen. Dann ist er mit greulichem Brausen, Knallen und Krachen geborsten und aufgerissen, hat einen so schrödlischen Rauch und Dampf, einem dicken, finstern Gewölde nicht unähnlich, von sich gegeben und angefangen, mit einem graufamen und erschrödlischen Feuer zu brennen, welcher Brand dann mit solchem graufamen Krachen gegen 9 Uhr der-

massen zugenommen, daß man in der ganzen Gegend daherum wie auch in der Stadt Neapolis selbst nicht anders vermeint, die ganze Welt würde über ein Haufen fallen." Während unter Titaneien- und Psalmenfang die Nachkommen der alten Parthenopäer das Blut und Haupt des Januarius in Procession umhertragen, hat am 17. Dezember die Feuerflamme, welche den Berg allbereit durchbrochen und ein großes Stud von den Abhängen desselben verzehrt gehabt, in Gestalt eines Wasserstromes bis zu unterst des Berges ihren Lauff genommen und etwann welche zwei Meilen von Neapolis mit großer Brunst in das Meer gelaufen. Nachdem nun dieses elende Wesen fast acht Tage lang gewähret, hat endlich das Erdbitten nachgelassen und ist das brennende Feuer etwas kleiner geworden, darnach man hat angefangen, die Verbrannte, Erschlagene und todte Leut herfür zu suchen und zu begraben, derer eine große Menge gefunden worden. Das Feuer hat unter anderm einen so großen Stein aus dem Berg geworfen, daß ihn wegen seiner Größe und Schwere acht Paar Oesen nicht konten von seinem Plaze bewegen". Der Vesuv hatte über 2000 Menschen des Lebens beraubt und einen Schaden von ungefähr 2 Millionen Goldkronen angerichtet. Das Gewicht des eben erwähnten höllischen Wurfgeschosses ist später auf 25 000 Kilo bestimmt worden. Auf 600 Quadratkilometer Fläche war alle Kultur vernichtet, und von den damals ergossenen Lavaströmen bekommt man noch heute eine anschauliche Vorstellung, wenn man von Portici über Resina nach Torre del Greco mit der Eisenbahn fährt, die die Lava des Jahres 1631 in tiefen Einschnitten quert.

Schon die Jahre 1637, 1649 und 1660 brachten neue Ausbrüche, die jedoch ebensowenig wie diejenigen von 1682, 1685 und 1689 größeren Umfang annahmen. Dagegen schob die Lava von 1694 ihre glühenden Massen bei San Giorgio bis dicht an das Meer vor. Nach kleineren Eruptionen in den Jahren 1696 und 1698 vorrückte der Vesuv am 1. Januar 1701 das eben anbrechende Jahrhundert mit betäubenden Salutsschüssen. In die Luft flog unter furchtbarem Explosion wie eine Bombe ein gewaltiger Ballen, dem sofort ein 15 Tage anhaltender Lavastrom folgte. Von den nunmehr folgenden 29 Jahren bis 1730 weisen nicht weniger als 15 mehr oder minder starke Ausbrüche auf. Die Zeit von 1730 bis 1737 war aber vollends eine Periode fast ununterbrochener Eruption, so daß Francesco Serra mit Recht in einem Bericht an die Akademie der Wissenschaften in Neapel schreiben konnte: „Nur wenige Tage könnte man im Laufe der letzten 7 Jahre anführen, wo irgend ein Anzeichen des inneren Brandes gefehlt hätte. In den 3 oder 4 dieser Eruption vorübergehenden Monaten hat man den Berg unausgesetzt in Rauch und Feuer glühen sehen, so daß sein Tun weder Verwundung noch Furcht mehr erweckte, und besonders waren es die Bauern aus seiner Umgebung, die sich — leider allzusehr — an das über ein Jahrhundert (Serra rechnet hier von 1631 an) gewöhnt hatten.“

Der am 14. Mai 1737 hervorbrechende Lavastrom übertraf denn auch an Schrecklichkeit alles seit 100 Jahren Beobachtete. Aus der geborstenen Bergwand hervorbrechend, drang er schon zwei Tage später in die Straßen von Torre del Greco ein, während überall am Fuße des Berges giftige Gase (die Mofetten) hervorbrachen. Im Jahre 1751 verbrannte die Lava die Kluren des auch jetzt wieder verheerten, langgestreckten Fleckens Boscotrecase. Auch 1779 brachte einen gewaltigen Ausbruch, und dann folgt im März 1779 jene Eruption, die Goethe zu wiederholten Malen auf den Gipfel des Vulkans lockte, um das zu sehen, „was man in seinem Leben nur einmal sieht". Am 2. Juni schreibt er: „Die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfswolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Ausstürze blikartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis an das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünsten, übrigen Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich in einer zauberhaften Ruhe. Dies alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Berggründen hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderhaften Bildes zu schauen, mußte wol Erstaunen erregen. Wir hatten einen Tag vor uns, welchen Jahrtausende zu kommen-tieren nicht hinreichen.“

Einem weiteren Ausbrüche im Jahre 1794 folgte am 15. Juni 1794 unter brüllenden Explosionen die Eruption von 1794, bei der wiederum halb Torre del Greco vernichtet wurde, und bei der die Laven bis zu zwei Fünfteln der Höhe des Campanile der Chiesa Santa Croce hinaufstiegen und das Festland weit ins Meer hinein vorbauten. Nach zehnjähriger Ruhe begann 1804 eine neue bis 1822 dauernde Eruptionsperiode, die im Oktober des genannten Jahres in einem über alle Massen lärmenden Finale ausklang. Die Kraterwand wurde in einer Mächtigkeit von 200 Meter in die Luft geschleudert, wobei die Trümmer bis zu Höhen von mehr als 3000 Meter flogen.

Zahlreichen Eruptionen in den Jahren von 1834 bis 1850 folgte 1861 ein wiederum Torre del Greco auf das schwerste heim-suchender Ausbruch und im April 1872 die großartigste Tätigkeit, die der Vesuv im Laufe des 19. Jahrhunderts gezeigt hat. Schon lange vorher hatte Palmieri auf seinem Observatorium die Gefahr prophezeit. Am 23. April — es war gerade Vollmond — gerieten die Seismographen in krampfhaftes Zudringen, und glühend leuchteten die den Krater herabströmenden Lavaströme durch die

Nacht. Am Morgen des 25. scheint die Ruhe wiedergekehrt zu sein. Da reißt am Vormittag des 26. der Aschenegel, aus dessen nord-östlichem Spalt schon seit Monaten Lava gestossen war, plötzlich in ganzer Länge vom Gipfel bis zum Atrio del Cavallo auf. Während die Gipfelstrater ihr Steinbombardement eröffnen, quillt aus dem Spalt eine ungeheure Lavamasse hervor, die tief unten am Berge Massa und San Sebastiano zerstört. Oben aber im Atrio werden an 300 jammernde Menschen, größtenteils Touristen, von den Schleudersteinen der Unterwelt zu Tode getroffen, ersticken oder verschwinden in der feurigen Flut. Nachdem der Vulkan eine Masse von 20 Millionen Kubikmeter ausgeworfen, stellt sich am 1. Mai nach einem heftigen Gewitter die Ruhe wieder ein. Im Juli und Dezember 1895 begann der Vesuv neuerdings zu arbeiten und hat seit Juli 1903 eine sehr lebhaftige Tätigkeit gezeigt, deren Steigerung wir jetzt eben erleben. —

Dr. Curt Rudolf Kreuzner.

(Nachdruck verboten).

Eine Tasse Kakao.

Einfach herzustellen, dabei nahrhaft und wohlschmeckend, ist die Tasse Kakao das Lieblingsgetränk auch des einsamen Junggeblenden geworden. Aber nicht nur leibliche Nahrung bietet sie, sondern richtig betrachtet, kann sie auch dem Geist Belehrung und Unterhaltung gewähren. Man stellt sich das Kakaogetränk allgemein so her, daß man eine gewisse Menge Kakaopulver in die Tasse schüttet und dazu eine bestimmte Menge von Staubzucker fügt; beides wird gut durcheinandergelührt, so daß es eine überall gleichmäßige Mischung bildet, und darauf gießt man das inzwischen zum Sieden gebrachte Wasser, oder die ebenfalls auf Siebdegrad erhitzte Milch; dann rührt man mit einem Löffelchen den ganzen Löffelinhalt kräftig um, so daß das vorher in der Tasse befindliche Pulvergemisch aus Kakaos und Zucker sich in der Flüssigkeit verteilt und nach Möglichkeit in ihr auflöst. Stellt man sich den Kakao mit Wasser her, so wird man, wenn man einiges Beobachtungsvermögen besitzt, feststellen, daß die Oberfläche der Flüssigkeit in der Tasse nach dem Umrühren merklich niedriger steht als unmittelbar nach dem Eingießen. Wenn man sich diese Tatsache zu erklären sucht, wird man vielleicht zunächst meinen, daß während des Umrührens soviel Wasser verdunstet ist, wie nun in der Tasse weniger erscheint. Aber durch einen einfachen Vergleichsversuch kann man beweisen, daß durch Verdampfen und Verdunsten in dieser kurzen Zeit viel weniger Wasser verschwindet, als hier verschwunden zu sein scheint. Zu diesem Zwecke stellt man neben die Tasse mit dem Gemisch aus Kakao und Zucker eine zweite, ganz leere; beide Tassen gießt man dann mit dem heißen Wasser voll, so daß dies in beiden gleich hoch bis an den oberen Rand ragt. Dann wird man sehen, daß nach dem Umrühren die Kakaosflüssigkeit viel niedriger steht, nämlich gewöhnlich um einige Millimeter, als das Wasser in der Tasse ohne das Pulver. Da nun die Verdampfung und Verdunstung in beiden Tassen etwa gleichmäßig von statten geht, kann die stärkere Oberflächensenkung in der mit Kakao versehenen Tasse nicht durch Wasserverdunstung hervorgerufen sein. Man wird nun wohl, auf eine zweite Erklärung sinnend, der Meinung werden, während des Umrührens habe sich die Flüssigkeit so abgekühlt, daß die mit der Temperaturherabsetzung eingetretene Volumenverminderung sich in der Senkung der Oberfläche ausdrücke. Aber eine kleine Berechnung zeigt, daß auch dies nicht stimmt. Bei der Abkühlung um einen Grad Celsius zieht sich Wasser um etwa den fünfzigsten Teil seines Volumens zusammen. Selbstverständlich ist hier von den Ausnahmevorgängen abgesehen, die im Wasser auftreten, das auf die Nähe des Gefrierpunktes abgekühlt ist, wo bekanntlich bei weiterer Abkühlung keine Zusammenziehung, sondern eine Ausdehnung erfolgt; hier wird nur Wasser von höheren Temperaturen betrachtet, das sich bei der Erwärmung ausdehnt, bei der Abkühlung zusammenzieht. Wir dürfen nun annehmen, daß eine mittlere Tasse etwa 200 Kubikcentimeter Inhalt hat; selbst wenn sie völlig mit Wasser gefüllt wäre — sie ist es aber nicht, da sie zum Teil mit Kakao und Zucker angefüllt ist — würde bei einer Abkühlung um 1 Grad ihr Inhalt sich um den fünfzigsten Teil von 200 Kubikcentimetern, das ist um 40 Kubikmillimeter verringern; nehmen wir an, daß während des Eingießens und Umrührens der Inhalt der Tasse sich um 20 Grad Celsius abkühlte — was entschieden zu hoch gegriffen ist —, so würde das die Tasse ganz ausfüllende Wasser sich um 20 mal 40 Kubikmillimeter, d. h. um 800 Kubikmillimeter zusammenziehen. Der Durchmesser des oberen Randes einer gewöhnlichen Tasse darf auf 80 Millimeter bemessen werden, die Fläche des oberen Löffelrandes beträgt demnach rund 5000 Quadratmillimeter. Eine Schicht von 800 Kubikmillimeter Inhalt würde demnach am oberen Rande der Tasse eine Tiefe von nur etwa $\frac{1}{6}$ Millimeter haben. Das heißt: selbst wenn die ganze Tasse keinen Kakao und keinen Zucker enthielte, sondern nur Wasser, und wenn sich dies Wasser beim Eingießen und Umrühren um 20 Grad Celsius abkühlte, würde die Oberfläche des Wassers sich durch dies Abkühlen nur um $\frac{1}{6}$ Millimeter senken, und diese geringe Senkung würde man mit unbewaffnetem Auge nicht bemerken, während wir doch beobachtet haben, daß die Oberfläche des Löffel-inhalts um mehrere Millimeter gesunken ist. Die Erscheinung kann

also nicht durch Ablösung des Wassers erklärt werden, sie muß eine andere Ursache haben. Wenn man, wie es häufig geschieht, den Kakaos nicht mit Wasser, sondern mit Milch herstellt, ist die Senkung der Oberfläche meist darum nicht zu bemerken, weil die Milch an der Oberfläche gewöhnlich Klaffen trägt, die eine genauere Feststellung der Flüssigkeitsoberfläche hindern. Wir wollen uns aber an solche Fälle halten, in denen die Beobachtung durch keine solchen zufälligen Störungen beeinträchtigt wird, und wollen feststellen, was sich ereignet, wenn man in das der genauen Prüfung zugängliche klare Wasser feste Körper, wie es ja der Kakaostaub und der Zuckersand sind, hineintut. Es liegen dann zwei Möglichkeiten vor. Die eine wird zur Wirklichkeit, wenn wir in ein mit Wasser bis zu einer gewissen, durch ein außen angeklebtes Papier markierten Höhe gefülltes Gefäß einen Stein so vorsichtig hineinwerfen, daß das Gefäß durch ihn nicht zertrümmert wird. Das Wasser wird dann um so viel ansteigen, daß sein oberer Rand die Grenze des Raumes andeutet, der vom Wasser und vom Stein zusammen eingenommen wird. Wir markieren durch ein zweites an der Außenwand des Gefäßes angeklebtes Stück Papier die Höhe, bis zu der das Wasser nunmehr steht und schälen durch einen passend aufgesetzten Deckel den Gefäßinhalt vor dem Verdunsten. Dann werden wir auch nach längerer Zeit keine Erniedrigung der Wasseroberfläche feststellen können. Wasser und Stein liegen unverändert und durch einander nicht beeinflusst im Gefäß. Nun nehmen wir den Stein heraus und zermahlen ihn zu Staub. Wir überzeugen uns, daß das Wasser allein in dem Gefäß noch immer zu der Höhe reicht, die das erste der außen angeklebten Papierstücke angibt und schütten den Steinstaub hinein. Sofort wird das Wasser bis zu der Stelle ansteigen, die durch den zweiten Papierstreifen gekennzeichnet ist, und diese Höhe wird es beibehalten, auch wenn wir längere Zeit vergehen lassen, wobei natürlich das Ganze immer gegen Verdunstung geschützt gehalten wird. Der Stein ist also im Wasser unlöslich, die Stelle im Gefäß, an der sich Stein befindet, kann nicht durch Wasser eingenommen werden, und es macht dabei keinen Unterschied, ob der Stein eine kompakte Masse bildet oder aus vielen einzelnen Staubteilchen besteht. Der Raum, den das Wasser und der in ihm unlösliche Staub einnehmen, ist genau so groß wie der, den der unzermahlene Stein mit dem Wasser zusammen ausfüllt. — Die zweite Möglichkeit, die eintreten kann, wenn wir in eine klare Flüssigkeit einen festen Körper hineintun, wird realisiert, wenn wir in Wasser ein größeres Stück Zucker werfen. Auch hier steigt zunächst das Wasser an, wir markieren seine Höhe wieder durch einen außen angeklebten Papierstreifen und bringen wieder einen Deckel an, um Verdunstung zu verhindern. Dann wird sich nach einiger Zeit zweierlei herausstellen: Das Stück Zucker ist verschwunden, und die Oberfläche des Wassers ist vor der durch den zweiten Papierstreifen angedeuteten Höhe bis zu der durch den ersten gekennzeichneten Stelle gesunken. Das Verschwinden des Zuckers bedeutet, daß er sich im Wasser aufgelöst hat, und das Sinken der Oberfläche zeigt, daß eine Flüssigkeit, in der ein fester Körper aufgelöst wird, dadurch keine Raumvergrößerung erfährt. Die einzelnen Teilchen, aus denen der lösliche Körper besteht, haben sich bei der Auflösung von einander getrennt und an die einzelnen Teilchen der Flüssigkeit mit einer gewissen Festigkeit gleichsam angeklammert. Die einzelnen Teilchen müssen stets durch einen bestimmten Raum von einander getrennt sein, der an sich viel größer ist, als die Teilchen selbst. Wenn sich nun an die einzelnen Wasserteilchen die Teilchen des gelösten Körpers legen, so wird die Summe aus beiden nur unwesentlich größer sein als vorher das Wasserteilchen, sie wird jedenfalls noch immer sehr klein sein im Vergleich zu dem zwischen den einzelnen Teilchen ausgebreiteten leeren Raum, und daher kommt es, daß eine lösende Flüssigkeit mit einem in ihr aufgelösten festen Körper nicht mehr Raum einnimmt, als die Flüssigkeit allein. Wenn aber ein Körper, auch ein zu Staub zermahlener, sich in der Flüssigkeit nicht löst, so drängen sich seine Teilchen mitten zwischen die Teilchen der Flüssigkeit hinein, und dadurch wird der Abstand, der zwischen einem Flüssigkeitsteilchen und einem ungelösten Steinteilchen liegt, wesentlich kleiner, als er nun einmal zwischen den einzelnen Elementarteilchen sein soll, diese werden, um den normalen Zwischenraum zu erhalten, sich von einander entfernen, und so wird der Raum, den eine Flüssigkeit und ein in ihr nicht löslicher Körper einnimmt, größer, als der der Flüssigkeit allein, nämlich gleich der Summe der Räume, den der unlösliche Körper und den die Flüssigkeit einnimmt. Die Erscheinung, den die Auflösung des Zuckers darbietet, wird dadurch nicht verändert, daß man ihn vorher in Staub zermahlen hat. Auch hier sinkt das Niveau der Flüssigkeit, in der sich der Zuckersand befindet, halb zu der Höhe, bis zu der vorher das Wasser allein gereicht hatte, der Unterschied besteht nur darin, daß Staubzucker sich in geringerer Zeit löst, als ein kompaktes Stück.

Nach diesen Erfahrungen wird uns klar, warum das Wasser in der zum Teil mit Zucker und Kakaos gefüllten Tasse um einen gewissen Betrag sinkt. Es sucht sich aus dem Gemisch von gemahlenem Kakaos und gemahlenen Zucker den letzteren heraus, dieser löst sich in ihm, und der Raum, den Wasser und gelöster Zucker zusammen einnehmen, ist nun nur ebenso groß, wie vorher das Wasser allein. Der Kakaostaub dagegen ist im Wasser unlöslich, seine Verteilung im Wasser ruft keine Volumverringerung hervor, und so sinkt auch das Wasser in der Tasse nicht um den großen Betrag, den der

Kakaos und der Zucker zusammen einnehmen, sondern nur um den mäßigen, den der Zucker allein anfüllt.

Eine Art Auflösung tritt auch dann ein, wenn wir zwei Flüssigkeiten zusammen gießen, die sich mit einander mischen können. Gießen wir z. B. ein Liter Alkohol in eine Flasche, die mehrere Liter Rauminhalt hat, und füllen dazu ein Liter Wasser, so nehmen beide Flüssigkeiten zusammen nicht zwei Liter ein, sondern etwas weniger. Auch hier haben sich die Teilchen der einen Flüssigkeit bis zu einem gewissen Grade an solche der anderen angelagert, ohne daß dadurch ein Auseinanderschieben der einzelnen Flüssigkeitsteilchen notwendig gewesen wäre. Auch diese wichtige physikalische Beobachtung kann man im alltäglichen häuslichen Leben machen, auch sie lehrt, daß nicht nur im Laboratorium sich die Naturgesetze zeigen, sondern daß sie überall im Leben Geltung haben, und daß sie überall von dem erkannt werden können, der seine Geschäfte nicht nachlässig erledigt, sondern als denkendes Wesen, und bestände dies Geschäft auch nur im Herstellen einer Tasse Kakaos. —

Kleines feuilleton.

st. Was bedeutet das Wort Passah? — Der hebräische Name des Osterfestes, Passah, ist die griechische Aussprache des hebräischen Pasaḥ in der ältesten Uebersetzung des Pentateuch. Nach diesem bedeutet das Wort, welches nicht sowohl das angeblich zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten gesäufte Fest, als vielmehr das für den ersten Festabend angeordnete Opfermahl, das Opferlamm, bezeichnet: Ueberschreitung, weil Jahveh (der alttestamentarische Gott), als er die Erstgeborenen der Ägypter erwürgte, die Häuser der Israeliten überschritt, d. h. verschonte, wenn er an Schwelle und Türpfosten das Blut des Lammopfers erblickte. (Exodus 12. Kap.)

Diese mythische Erklärung bedarf keiner Widerlegung. Manche Nationalisten haben daher an den bei den alten Völkern verbreiteten Brauch erinnert (wovon sich bei Thukydides und Xenophon Spuren finden), beim Wegzug in ein anderes Land sogenannte Abzugsoffer zu bringen. Das Wort würde danach nicht über schreiten, sondern fort — das heißt anderswohin schreiten bedeuten.

Nun gehört aber jener Auszug aus Ägypten überhaupt ins Gebiet der unhistorischen Sage, und das betreffende Fest war ohne Zweifel bei den alten Israeliten ein Frühlingsfest, ebenso wie bei den Germanen das christliche Ostern. Danach soll der Name bedeuten, daß die Sonne den Himmelsäquator resp. den Frühlingspunkt überschreitet.

Eine originelle, sehr beachtenswerte Erklärung hat der scharfsinnige Forscher Noth aufgestellt, indem er darauf hinweist, daß der Wortstamm auch „hinken“ bedeutet. Hinkend nannten viele orientalische Kulte das Siegesfest des Frühlings über den Winter, an dem die Sonnenstrahlen nur geringe Kraft haben, der Jahrgott gleichsam hinkend ist. Darum hinkten die Waalspriester um den Altar ihres Gottes (nach den Büchern der Könige), wie die Priester des Nationalgottes der Römer Mars (nach dem der Lenzmonat März heißt), die daher Sallii hießen, die „Hilfsenden“. Auch der Erzvater Jakob, offenbar ein semitischer Sonnengott, wie seine zwölf Söhne die Sternbilder des Tierkreises personifizieren, schreitet in der Episode von seinem Ringkampf (Genesis 32) hinkend über den Strom beim Ausgang der Morgenröte. Vermutlich hängt auch der hinkende Gott der Griechen und Römer Hephaistos = Vulkan mit der Vorstellung des hinkenden Winter Sonnengottes zusammen. —

Humoristisches.

— Der Prop. „... Oberflächlichkeit ist das Kennzeichen der heutigen Welt.“

— „Da haben Sie recht, Herr Doktor, meinen Sie, 's hätte heut' abend schon einer meinen neuen Brillantring bewundert!“ —

— „Alzu Lebenswahr.“ „In e modernes Sittensüüd wüßst De geh'n, Kosa! Hö' mer auf mit die modernen Sittensüüd; da weiß mer nie, is mer im Theater oder is mer ze Haus!“ —

— „Sonderbare Zählung. Fürst (beim Empfang auf dem Bahnhof): „Wieviel Mann zählt die Feuerwehr?“

Feuerwehr = Hauptmann: „Na, drei Zähl'n werden reich'n!“ —

Notizen.

— Soeben erschien: „Meine Lebensbeichte“. Memoiren von Wanda v. Sacher-Masoch. Berlin. Schuster u. Köfler. 1 Band. 618 Seiten. —

— Das Deutsche Theater wird die diesjährige Spielzeit mit Shakespeares „Was ihr wollt“ beschließen. —

— Der österreichische Artillerieleutnant Weiskopf, dem sein Regiment zur dramatischen Ausbildung Urlaub erteilt hat, tritt am 1. September als ständiges Mitglied in den Verband der Wiener Hofoper. Er nimmt den Künstlernamen Walter Grabe an. —

— Die Ausstellung der Berliner Sezession wird am Sonnabend, den 21. April eröffnet. Die Neoimpressionisten erhalten einen eigenen Saal. —